

Unser Geldsystem XXII – Keynes und die Keynesianer (1)

Von Heiner Flassbeck und Friederike Spiecker | 26.06.2014 (editiert am 25.05.2016)

In unserer Serie über das Geld hat bislang das, was gemeinhin als Keynesianismus bezeichnet wird (womit gerade nicht die Schriften von John Maynard Keynes gemeint sind), keine große Rolle gespielt. Mancher Leser mag sich fragen, woran das liegt, oder wartet darauf zu erfahren, was wir dieser Theorierichtung zur Lösung der vielen Fragen rund um unser Geldsystem abgewinnen können. Die Antwort ist einfach: Wenig. Schon sehr bald nach den wichtigen Arbeiten von Keynes hat sich der Großteil der Ökonomen, die als Keynesianer (oder als Anhänger der neoklassischen Synthese, später kamen noch Neo-Keynesianer und Neu-Keynesianer hinzu) bezeichnet werden oder sich selbst so nennen, eigene Spielwiesen geschaffen, ohne rechten Kontakt zur Wirklichkeit der existierenden Marktwirtschaft, aber immer bemüht, die formale Eleganz des neoklassischen Systems zu kopieren – und das auch um den Preis, die entscheidenden Zusammenhänge auszublenden.

Begonnen hat das schon 1937. Kaum war die „General Theory“ erschienen, bemächtigte sich ihrer Sir John Hicks, Ökonomieprofessor aus Oxford, der bis dahin weniger durch originelle Ideen in Sachen Geldtheorie denn durch eine bedeutende, aber orthodoxe Abhandlung zum Thema Wert und Kapital (Value and Capital) aufgefallen war. Hicks presste den gerade entstehenden Keynesianismus in ein enges Korsett, indem er mit leichter Hand den Unterschied zwischen Keynes und den Klassikern in drei Gleichungen formalisierte, – und hatte, bevor Keynes selbst widersprechen konnte, den Kern der Ideen von Keynes so sehr verunstaltet, dass sie nur noch als „Depressionsökonomie“ zu gebrauchen waren, wie Hicks es selbst nannte. Das Ergebnis dieser Formalisierung heißt IS/LM-Modell, das jedem Studenten als Standarddarstellung des Keynesianismus beigebracht wird. Leider führt dieses Modell aber fundamental in die Irre und weit weg von den ursprünglichen Überlegungen, um die es Keynes ging.

Wir wollen uns im ersten Teil etwas ausführlicher mit den gedanklichen (erkenntnistheoretischen) Grundlagen dieses Modells befassen, um zu zeigen, warum es zur Erklärung der Wirkungsweise der einen von beiden, in unseren Augen strategischen Variablen der Wirtschaftspolitik, dem Zinssatz, nichts beizutragen hat.

Der grundlegende Dissens, der sich unserer Ansicht nach zwischen dem auftut, was Keynes an neuen Erkenntnissen zur Funktionsweise einer Marktwirtschaft gewonnen hatte, und dem, was John Hicks

daraus machte, besteht in der Auffassung, ob eine Marktwirtschaft ein an sich gleichgewichtiges, zumindest zum Gleichgewicht tendierendes System ist oder eines, das sich (dank Unsicherheit über das, was in der Zukunft geschieht) normalerweise im Ungleichgewicht befindet und seinem Wesen nach auch nicht zu irgendeinem Gleichgewicht hinstrebt.

Geht man von einem im Grunde gleichgewichtigen System aus, wie das die meisten Keynesianer in Übereinstimmung mit den Neoklassikern tun, dann sind Ungleichgewichte wie Arbeitslosigkeit oder unterausgelastete Kapazitäten vorübergehende Störungen, die es zu beseitigen oder wenigstens zu verringern, am besten von vornherein zu verhindern gilt. Der Unterschied zwischen Neoklassik und Keynesianismus besteht dann nur darin, dass sich Neoklassiker für die (kurzfristigen) Ungleichgewichte entweder gar nicht interessieren bzw. für nicht zuständig halten oder der Wirtschaftspolitik lediglich Vorschläge unterbreiten, die die ihrer Ansicht nach für die Störungen verantwortlichen Marktunvollkommenheiten (in der Regel mangelnde Flexibilität aufgrund verkrusteter Strukturen) verringern sollen. Sie sehen das System Marktwirtschaft als von allein stabil an, wenn man es denn unter optimalen, d.h. vor allem möglichst freien Bedingungen in Ruhe vor sich hin existieren lässt. Störungen sind nicht systembedingt, sondern falschen Rahmenbedingungen geschuldet.

Keynesianer gestehen Phänomenen wie Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung und Unterauslastung, die in der Realität laufend auftreten, einen ganz anderen Stellenwert zu, halten sie aber in der Regel für stabile Sackgassen, in die eine Marktwirtschaft unter ungünstigen Bedingungen hineingeraten kann und aus denen sie nicht mit strukturellen Reformen oder gar ganz von allein herausfindet, sondern nur mit wirtschaftspolitischer Unterstützung im Sinne von Konjunkturanregung (= Prozesspolitik). Nicht zuletzt deswegen hat die Frage, welches die (automatischen) Stabilisatoren des Systems sind, eine so überragende Bedeutung in der Debatte um den Keynesianismus gehabt.

In dem Begriff „Unterbeschäftigungsgleichgewicht“ kommt diese keynesianische Sichtweise gut zum Ausdruck: Steckt eine Volkswirtschaft in einem „Unterbeschäftigungsgleichgewicht“ (z.B. ausgelöst durch eine erhöhte Sparneigung der Bürger oder durch pessimistische Erwartungen der Sachinvestoren aufgrund welcher exogenen Schocks auch immer), dann muss sie durch die Wirtschaftspolitik stabilisiert, d.h. wieder zurückgebracht werden zum Gleichgewicht und auf den langfristigen, im Prinzip vorhandenen Vollbeschäftigungspfad. Ist die Volkswirtschaft dort wieder angekommen, kann sie sich stabil entwickeln und bedarf keiner laufenden wirtschaftspolitischen Prozess-Steuerung.

Diese Auffassung wird im sogenannten IS/LM-Modell formal elegant erfasst. Elegant in dem Sinne, dass ein Gleichungssystem, das jenseits saldenmechanischer Identitäten klare kausale Beziehungen gesamtwirtschaftlicher Größen enthält, die Volkswirtschaft so beschreibt, dass sie nach Schocks zu einem Gleichgewichtspunkt zurückkehrt. Damit lassen sich dann die Folgen von Veränderungen exogener Variablen (z.B. Sparneigung der Bevölkerung, Steuersätze, Technologieschub, Zerstörung von Sachkapital durch Naturkatastrophen, demographischer Wandel etc.) vorhersagen. Das ist für die konkrete Wirtschaftspolitik bzw. die wirtschaftspolitische Beratung attraktiv, denn ein Gleichgewichtsmodell macht die kurz-, mittel- und langfristigen Ergebnisse wirtschaftspolitischer Maßnahmen „rechenbar“.

Ohne ein *Gleichgewichtsmodell* wäre das viel schwieriger. Denn dann ließe sich kein Zielwert angeben, zu dem das System ohne exogene Anstöße hintendiert, und erst recht nicht, wohin es sich bewegt, wenn es einem exogenen Schock ausgesetzt wird. Das Modell wäre dann für eine statische und erst recht für eine komparativ-statische Analyse (also einen Vergleich zweier Zustände vor und nach einem exogenen Schock) ungeeignet.

Das ist unter dem Gesichtspunkt von Prognosen und wirtschaftspolitischer Beratung zweifellos ein unbefriedigender Zustand. Aber unserer Ansicht nach werden Prognosen und daraus abgeleitete Empfehlungen nicht dadurch besser, dass man sie auf einem Modelltyp aufbaut, der mit der Realität wenig zu tun hat. Dazu passt der alte Witz vom Ökonomen, der nachts seinen Autoschlüssel draußen verloren hat. Er sucht ausdauernd im Lichtkreis einer Straßenlaterne, wobei ihn ein Anwohner eine ganze Weile beobachtet. Schließlich fragt ihn der Anwohner, was er denn dort treibe. Er antwortet, er suche seinen Autoschlüssel, den er verloren habe. Fragt der Anwohner: „Ja, wo haben Sie den denn genau verloren?“ Antwortet der Ökonom: „Ich habe ihn dort hinten verloren.“ und deutet einige Meter hinter sich ins Dunkel. Fragt der Anwohner erstaunt: „Warum suchen Sie ihn denn dann hier vorn, wenn Sie doch wissen, dass er hier gar nicht sein kann?“ Antwort: „Weil es hier hell ist, dahinten sehe ich ja nichts.“

Begreift man den Ablauf der Volkswirtschaft als das Ergebnis einer Aneinanderreihung permanenter Ungleichgewichte, lassen sich mit den vorhandenen empirischen Daten logischerweise keine Gleichgewichtsmodelle sinnvoll schätzen. Die erdachte Modellstruktur würde nämlich, um sie quantifizieren zu können, mit Zahlen aus der Realität unterfüttert, ohne dass die Modellstruktur zur Realität passt. Damit taugt dann aber auch das Modell nicht für umfassende, vor allem längerfristige Vorhersagen dieser Realität. Will man deshalb auf Gleichgewichtsmodelle verzichten, muss man sehr viel bescheidener in der Analyse und der Prognose vorgehen. Über einigermaßen verlässliche Vorhersagen der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung von sagen wir ein bis höchstens zwei Jahren kommt man kaum hinaus. Das ist letzten Endes der Preis dafür, den von Keynes ins Spiel gebrachten Faktor ‚Unsicherheit über die Zukunft‘ in die Erklärung der Funktionsweise einer Marktwirtschaft, insbesondere in die Erklärung der Investitionstätigkeit einzubeziehen.

Warum ist der Normalzustand einer Marktwirtschaft eher ein Ungleichgewicht als ein Gleichgewicht? Nun, eine Marktwirtschaft enthält einen Investitionsgütersektor, mit dessen Hilfe Innovationen realisiert werden, die mal erfolgreich sind, mal scheitern. Die erfolgreichen Investitionen verändern die Wirtschaftsweise: Der Pionier, der sie umsetzt, macht mit ihnen Monopolgewinne, die allmählich von den Konkurrenten durch Nachahmung oder durch andere, noch bessere Innovationen bzw. Investitionen wieder wegkonkurriert werden. Während dieser Phase verschieben sich die Marktanteile zwischen den Anbietern, zunächst zugunsten des Pioniers und später wieder in die andere Richtung. Erfolgreiche Investitionen verschlechtern die Marktposition der Unternehmen, die sie in Angriff genommen haben. Welche Investitionen erfolgreich sind und welche nicht, ist vorab erstens unklar (sonst gäbe es ja nur erfolgreiche Investitionen und die wären risikolos) und zweitens sind die Innovationen natürlich nie allen Marktteilnehmern gleichzeitig bekannt, sondern zuerst nur einem kleinen Kreis von Leuten und erst nach und nach auch anderen Marktteilnehmern.

Dieser Prozess von Versuch und Irrtum, von Verdrängen und Verdrängtwerden, der den dynamischen

Kern einer Marktwirtschaft ausmacht, bewegt sich nie hin zu einem stabilen Zustand, den man als Gleichgewicht charakterisieren könnte. Denn was sollte der gleichgewichtige Zielpunkt sein? Indem praktisch alle Unternehmen nach Veränderung streben oder zu Veränderungen gezwungen werden, die ihre Marktposition verändern, verändern sich permanent auch alle anderen relevanten Größen, insbesondere auch das Einkommen, und das schafft wieder eine neue Ausgangsbasis für alle, die wirtschaftliche und wirtschaftspolitische Entscheidungen treffen.

Es gibt keinen guten Grund anzunehmen, dass etwa genau so viel neuer Sachkapitalstock hinzukommt, wie bereits vorhandene Teile veralten, der Kapitalstock also gesamtwirtschaftlich gesehen konstant bleibt, oder dass er mit einer konstanten Rate wächst – das wären ja beides denkbare „Gleichgewichte“. Und welcher einzelwirtschaftliche Marktmechanismus sollte automatisch dazu führen, dass die Auslastung des gesamtwirtschaftlichen Kapitalstocks so hoch bleibt, dass der Investitionsgütersektor immer genügend zu tun hat? Das ist sicher nicht unmöglich, aber welche *dem System Marktwirtschaft selbst innewohnende* Kraft sollte auf Dauer für diesen Spezialfall sorgen?

(Die Neoklassik bedient sich zur Lösung dieses Problems innerhalb ihrer Wachstumstheorie der Sparquote der Bürger als Taktgeber der Investitionen, was aber nur ein Kunstgriff im neoklassischen Glasperlenspiel ist. Denn Ersparnisse sind keine Voraussetzung für Investitionen und können daher die Investitionsdynamik nicht erklären. Doch auch die meisten Keynesianer lösen sich nicht wirklich von der Vorstellung, Ersparnisse und Investitionen in Übereinstimmung bringen zu müssen, statt die Ersparnis nur als eine saldenmechanische ex post-Größe anzusehen, aus der man keine Erklärung für die Investitionstätigkeit gewinnen kann. Auf diese Weise gibt es auch bei den Keynesianern keine dem System innewohnende Dynamik, sondern nur eine von außen angestoßene, die sich wieder legt, sobald sich das System angepasst, d.h. sein neues Gleichgewicht erreicht hat.)

Wie man es auch dreht und wendet, alle Modelle, die die Marktwirtschaft als ein zu einem Gleichgewicht tendierendes System ansehen, ignorieren den Kern der Marktwirtschaft, nämlich die permanente Gratwanderung zwischen innovativen, nachfragewirksamen Investitionen und der Schaffung von Überkapazitäten, deren mangelnde Auslastung das System leicht zum Abstürzen bringt. Kurzum sie erfassen die systembedingte Dynamik der Marktwirtschaft nicht. Wir behaupten nicht, ein Modell gefunden zu haben, dass diese Dynamik umfassend widerspiegelt – die Suche nach dem Autoschlüssel im Dunkeln gestaltet sich in der Tat schwierig –, aber wir nehmen für uns in Anspruch, wenigstens an der richtigen Stelle zu suchen. (Dazu später mehr.)

Zieht man nun auch noch in Betracht, dass dieses sich permanent in Entwicklung (nach oben oder unten) befindliche Ungleichgewichtssystem namens Marktwirtschaft in der Realität mit Fehlentscheidungen und falschen Preisen (auf den Finanzmärkten vor allem) zu kämpfen hat und dauernd Veränderungen der wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen ausgesetzt ist, macht eine Berechnung der Wirkung wirtschaftspolitischer Maßnahmen in einem Gleichgewichtsmodell von vorneherein keinen Sinn.

Im folgenden Beitrag dieser Serie wollen wir die Gleichgewichtsannahmen, die im IS/LM-Modell stecken und die uns abwegig erscheinen, näher unter die Lupe nehmen.

Über den Autor

Veröffentlicht am: 26.06.2014 | Editiert am: 25.05.2016

Erschienen unter:

<https://makroskop.eu/2014/06/abo-artikel-unser-geldsystem-xxii-keynes-und-die-keynesianer-1/>